

Unterhaltungsblatt.

Als Beylage zur Presburger Zeitung No 4.
Dienstag, den 17. Jänner 1815.

Reich der Todten.

Astrikus und König Colomann.

E. Nur ein klein wenig verziehet noch bey mir, ehrwürdiger Bischof, ich habe an Euch eine wichtige Frage.

A. Saget an, mächtiger König, was wollet Ihr von mir?

E. Ihr habt an dem Hofe meines Großvaters eine wichtige Rolle gespielt, und König Stephan war Euch mit aller Liebe und Gnade ergeben. Der Freund eines Königs zu seyn, waret Ihr aber auch würdig, denn Ihr habt einen frommen und gottseligen Lebenswandel geführt. Anders hätte dieser große Monarch der Magyaren an Euch nicht die Frömmigkeit geschätzt, so würde er auch nicht so oft an Eurer Grabesstätte zu Kolotscha gebetet haben, wie er dies vorzüglich begeistert damals that, als er dort kurz vor seinem Tode, mit seinem künftigen Thronfolger Petrus eintraf, und der Einsetzung Eures Nachfolgers zum Bischof von Kolotscha, Benediktus, beywohnte. Nun als Zeitgenosse und der erwählte Günstling des ersten christlichen Königs der Magyaren, werdet Ihr wohl, ehrwürdiger Bischof, ohne Zweifel, von allem eine genaue Kenntniß haben, was sich in seiner Residenz ereignet hat? Unter andern saget mir, woher stammt die Krone, mit der Stephan zur Freude des gesammten ungarischen Volkes, im Jahr 1000 zu Gran gekrönt wurde?

A. Verzeihet, großer König, was frommet euch dieses zu wissen?

E. Ihr sehet, meine Lieblingsbeschäftigungen sind die Wissenschaften, und da entgehet dann meinen Blicken selten etwas, das in die Cathegorie des Wissenschaftlichen gehört. Vor allem andern richte ich mein Augenmerk auf die Schriften, in welchen die Schicksale meiner Landsleute erzählt werden.

A. Und nun, da mag Euch wohl in dergleichen Schriften vielleicht etwas befremdet haben?

E. Allerdings! Es würde mir aber dieses oder jenes nicht so sehr aufgefallen seyn, wenn mich nicht die abweichenden Erzählungen der Gelehrten von einer und der nämlichen Thatsache aufmerksam gemacht hätten. Wie soll dieß hier zugehen, dachte ich mir, indem doch beyde Erzähler vorgeben, sie hätten aus einer Quelle geschöpft? — Wir wollen uns bey den unnützen, zeitversplitternden Disputen der Gelehrten, wie z. B. nur die einzige ist, in welcher gestritten wird „ob man ungarisch oder ungrisch, Ungarn oder Ungern schreiben soll!“ nicht aufhalten. Ich will Euch, frommer Afrikus, zur Entscheidung in einer strittigen Sache, über einen ernsthafteren Gegenstand, auffordern.

A. Nun, dieser wäre?

E. Ich habe ihn bereits schon berührt, er betrifft die Abstammung der ungarischen Reichskrone. O wie verschieden sind über dieses kunstvolle Werk, die Meinungen und Hypothesen der Gelehrten, die damit so manches Dunkle in der ungarischen Geschichte noch dunkler, ja recht pechfinster gemacht haben. Mehrere, ich kann es sagen, scharfsinnige Männer, als Petrus de Réva, der einst selbst Kronhüter war, M. Schmeizel, Professor Müller u. a. m. haben dieses prachtvolle Kleinod der ungar. Nation beschrieben, allein, ich muß es bekennen, mir wollen ihre Rä-

sonnements nicht recht behagen. Ihre Behauptungen befriedigen mich nicht, wenn ich mir den Grundsatz lebhaft vorstelle: „Wer Geschichte studieren will, soll sie an den Quellen studieren.“ Darum wende ich mich an Euch, frommer Mann, weil ich dessen gewiß bin, daß Ihr mit Euren keuschen Händen oft die ungar. Krone berührt habet, und frage Euch, was Ihr denn von dem Ursprunge derselben haltet?

A. Dieß ist leicht zu entscheiden, wenn man auf die Inschriften der heiligen Krone und ihre Brustbilder hinsieht. Die Inschriften sind griechisch, die Brustbilder stellen griechische Kaiser vor und das Ganze der Krone, ich meine ihre Form und Verzierung, ist ganz nach dem Modell der griechisch-kaiserlichen Hauptkrone gebildet, wie uns dasselbe die Prinzessin Anna Comnena, schriftlich aufgezeichnet hat. Nach diesem also zu urtheilen, ist die Krone ein griechisches Werk, und stammt daher aus dem Orient.

C. Dieß ist auch meine Meinung, ehrwürdiger Bischof. Sie ist also nicht die Krone, die jener avarische Chan 6. 9 dem griechischen Kaiser Heraklius abgenommen, und die hernach K. Carl der Große, nach dem Triumph über die Avaren in Pannonien dem apostolischen Stuhl in Rom verehrt hat?

A. Nein!

C. Sie ist auch nicht die Krone, die einst das Haupt des Kaisers Constantin des Großen soll geschmückt haben?

A. Nein!

C. Folglich wird sie auch mit nichten diejenige Krone seyn, die der griechische K. Michael Ducas im Jahr 1072 dem Herzog Geiza, der mit seinem Vetter, dem König Salomo in Fehdeschaft lebte, und zwar darum soll geschenkt haben, weil er sich sehr edel gegen die unter dem

Feldherrn Nicetas belagerten Griechen in Belgrad, be-
nahm?

A. So was könnte ich schwerlich glauben!

C. Höret nur weiter, wie sonderbar diese Hypothese
klingt, die noch nicht zu lange von einem ungarischen Hi-
storiographen (der sich aber in unsere unterirdische Gilde
auch schon eingekauft hat,) aufgestellt wurde. Es heißt in
derselben, mit dieser griechischen Krone hier, wäre jene
päpstliche Krone von P. Sylvester II. zusammengelötet
worden, die Ihr, frommer Mann, von Rom nach Pan-
nonien sollet gebracht haben?

A. Diese Behauptung, eben weil sie zu sehr geküns-
telt ist, hat nach meinen Einsichten gar keinen historischen
Grund.

C. Dieß sage ich auch, wie hätte denn sonst, um sich
von den mehreren Gründen, die diese Meynung zu Boden
stürzen, nur eines einzigen zu bedienen, die Königin Gi-
sela, Stephans Gemahlin, zu ihrer Zeit 1031. auf die
zwey noch vorhandenen Meßgewande, eine Krone sticken
können, die ganz dem Bilde, von der gegenwärtigen Reichs-
Krone ähnlich ist, wenn erst 1072 eine griechische Krone
nach Pannonien gekommen wäre, zu welcher Zeit Gisela
nicht mehr in Pannonien, sondern in Bayern gewesen
war, wohin sie sich 1042 verfügte und hernach als Ab-
tissin (bis zum J. 1095.) in einem Kloster zu Passau leb-
te? Und was möge denn dieß für eine Krone gewesen seyn,
die bald nach dem Absterben Stephans, der deutsche Kai-
ser in Pannonien soll erobert und nach Rom geschickt ha-
ben, von der behauptet wird, daß sie 1074 noch dort ge-
wesen wäre?

A. Ganz natürlich muß vor dem J. 1072. in Uns-
garn eine Krone, und zwar im griechischen Geschmack ver-
fertigt, vorhanden gewesen seyn. Nehmen wir dieses

nicht an, so kommen wir bey der aufgestellten, ungegründeten Hypothese, mit den Inschriften der gegenwärtigen Reichskrone, in ein unbeschreibliches Gedränge. Und wie? wenn dieses Zusammenlöten mit der ursprünglich griechischen Krone, die Geiza erhielt, schon in Rom, bey meiner Ankunft bey dem P. Sylvester II. mit derjenigen Krone vor sich gegangen wäre, die von ihm für den pöhlischen Herzog Boleslaus bestimmt gewesen war? Diese Behauptung hat unstreitig große und wichtige historische Gründe für sich!

E. Eure Worte, ehrwürdiger Bischof, befriedigen ganz meine Wissbegierde. Aber erklärt mir doch zur Güte, das Faktum, welches die frühere Abstammung der ung. Krone aus dem Orient, erzählt.

A. Sie ist ein Geschenk, das der orientalische Kaiser Constantin VII. Porphyrogenneta, dem wackern Vater Eures Großvaters Geiza, verehrt hat.

E. So? also Stephan mein Großvater, hätte schon von seinem Vater Geiza die Krone geerbt?

A. Allerdings!

E. Nun so kann ich mir denn erklären, warum schon Geiza von einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern, ja selbst von Kaiser Otto III. König genannt wurde. Aber was machte, lieber Astrikus, den byzantinischen Kaiser bewegen haben, dem Oberregenten des magyrischen Volks eine Krone zu schenken?

A. Wollt Ihr mich geduldig, großer König anhören, so will ich dieß Dunkel in Eurem Geiste aufhellen. Es war im Orient an dem kaiserl. Hofe zu Konstantinopel eine löbliche Sitte, den Anführern oder den Regenten heidnischer Völker große Geschenke zu geben. Dieß geschah aber, wohl gemerkt, allemal nur damals, wenn entweder ein heidnischer Fürst die christliche Religion annahm, oder

wenn mit ihm ein Allianztraktat oder ein Friedensbündniß abgeschlossen wurde. Denkt jetzt auf den Zeitpunkt der Entstehung des Christenthums in Ungarn zurück. Nicht wahr, Geiza war der erste, der unter seinem Volk dem Heidenthum entsagte? Erwäget daneben ferner wie furchtbar einst die tapfern Magyaren der Orientalen waren, und Ihr werdet Euch gleich selbst, die Beweggründe enträthseln können, warum die Griechen dem Ober-Wohwodon eine Krone verehrt hatten. Den Hauptbewegungsgrund zu diesem Geschenk machte wohl Gyula, Geiza's Schwiegervater erzeugt haben, der ein kais. Patrizier war, zu welcher Würde er damals gelangte, als er sich, nebst noch einem andern ungar. Fürsten, Bulogudes genannt, in Byzanz hat taufen lassen.

E. Ha! welches ein helles Licht gehet mir nun durch diese Worte auf. Nun weiß ich, was der griechische Geschichtschreiber Cedrenus, mit den Worten sagen will, wenn er, jenes wichtige Ereigniß erzählend, schreibt: Der Kaiser habe sie (nämlich die zwey getauften ungarischen Fürsten,) mit großen und wichtigen Geschenken beladen von sich gelassen. „Nun weiß ich, was R. Constantin VII. seinem Sohne hat sagen wollen, wenn er ihn in seinem Buche (de Administ. Imper.) so anredet: „Wenn von dir die Chazaren oder die Türken (d. h. die Ungarn,) Kronen, oder sonst andere kais. Kleider bitten würden, so entschuldige dich, und sage, dergleichen Dinge sind nicht Werke menschlicher Hände, sondern Gottes Werk etc. — In der That mir gefällt diese Sitte, oder wenn ich mich etwas freyer ausdrücken darf, dieser Kunstgriff der Griechen, durch welchen sie die barbarischen Völker näher an sich gelockt, und bey dem Abschlusse freundschaftlicher Bündnisse denselben eine sanktionirende Kraft verliehen haben.

U. Sie ahnten hierin einen Gebrauch nach, der im

tiefften Alterthum statt fand. Denn unter den Großen der ältesten Völker, war es üblich, sich bey dem Schwure gegenseitiger Freundschaft, mit Kronen zu beschenken.

C. Ihr redet wahr, geliebter Bischof. So hat Aeneas der Dido nach Virgil, eine Krone geschenkt; so gab der König, in Bosphorus, Machares, dem Sohne, des von ihm besiegten Mithridates, Lukullus, eine goldene Krone, und nannte ihn nach dem Abschlusse des Friedens seinen Freund. Der K. Cyarares, versiegelte auch den Bund der Freundschaft, den er mit dem K. Cyrus eingegangen ist, mit einer Krone.

A. Ob es auch gegenwärtig noch auf der Oberwelt unter den Großen üblich seyn mag, sich mit Kronen gegenseitig zu beschenken, möchte ich wohl gerne wissen?

C. Nein, ehrwürdiger Bischof, dieß geschieht nicht mehr. In die Stelle dieser alten, schönen Sitte aber scheinen mir die Ritter-Orden eingerückt zu seyn, mit welchen sich gegenwärtig die Großen auf der Oberwelt beehren und beschenken.

A. Auf diese Art wären also die Ritter-Orden, deren Ihr erwähnt, äußerliche Zeichen, wodurch gegen eine vornehme Standesperson, die gebührende Hochachtung an den Tag gelegt wird?

C. Einerseits betrachtet, sind dieses die Ritterorden allerdings. Von einer andern Seite aber betrachtet, sind sie solche Zeichen, mit welchen der Landesherr, die erhabenen Handlungen der Männer belohnt, die sich um seine Person und das Vaterland große Verdienste erworben. So sind die Feldherren, die sich in dem letzten Kampfe für Europa's Heil und Ruhe, tapfer ausgezeichnet und sich ewig grüne Lorbeerkränze errungen haben, mit verschiedenen Ritter-Orden beehret worden.

A. Was also vielleicht vor Zeiten die Fürsten bey vers

dienten Personen mit den Lehnsgütern, die sie an dieselben verschenkten, erreichen wollten, scheint mir, wollen gegenwärtig die Fürsten bey der Belohnung verdienstvoller Männer mit den Ritterorden, erreichen? Nicht wahr?

E. Ganz richtig geschlossen! Denn, lieber Bischof, wenn die Fürsten einen jeglichen verdienten Mann in Staate mit Lehnsgütern beschenken möchten, so würden sie mit der Zeit sehr arm werden, und diese Ursache scheint auch eigentlich die Ritter-Orden herbengeruffen zu haben, die das an der Ehre ersetzen, was sonst vor, Alters ein Lehnsgut gegeben hat.

A. Auf diese Art wird also ein jegliches Land seine besondern Ritter-Orden haben?

E. Allerdings! Das Haus Oesterreich hat unter andern das goldene Fließ, den St. Stephani, Leopoldi, Erern-Kreuz, und den Maria Theresia Militär-Orden; Rußland den Andreas, Alexander-Newsky und Katharinen-Orden; Preussen, den Orden vom schwarzen Adler und Pour le Merite; Dänemark den Elephanten und Dannebroggs-Orden; Schweden, den Seraphinen, Schwert und Nordsternorden; England, den Orden des blauen Hosenbandes, (der unter allen bekanntesten Orden für einen der berühmtesten gehalten wird,) vom Bade und der Distel; Frankreich, den heil. Geist, Ludwigs und S. Michaelorden; Spanien, den Orden des heil. Jakobs von Compostell, Alcantara und Calatrava u. s. w.

A. Fürwahr, ich wünschte über den Ursprung aller dieser hier genannten Orden belehrt zu werden.

E. Wenn Euch so viel daran liegt, diese Orden zu kennen, so will ich nicht unterlassen, Euch zu seiner Zeit mit einem oder dem andern bekannt zu machen. Für diesmal aber, lieber, ehrwürdiger Bischof, gehabt Euch wohl.

(Die Biographien dieser beyden Sprechenden, werden nächstens folgen.)

Ausserordentliche Rettung.

Der geheime Rath ** zu *** hatte das Unglück, daß seine einzige, bildschöne Tochter den Arm brach und dieser nach der Heilung steif blieb. Der Zufall führte im Jahre 1813 ihm, bey der starken Einquartierung, einen sehr gebildeten russischen Feldarzt, einen Liesländer ins Quartier. Dieser besah den Arm, und riet Fräulein **, den Arm einige Tage in noch warmes Blut von frisch geschlachtetem Vieh zu tauchen, in wenig Tagen käme er zurück, und wette darauf, daß dann die Gelenkigkeit wieder hergestellt sey. Fräulein von **, die schon alles vergebens versuchte, entschloß sich auch dazu. Schon in vier Tagen war die Bewegung des Armes hergestellt. Ein Paar Wochen später kam jener Arzt wieder. Man empfing ihn zwar mit der größten Dankbarkeit und mit vieler Zuversicht, allein bald erblickte er auf den Gesichtern der Familie Leid und Bestürzung. Frau von ** nahm das Wort: „Verzeihen Sie unsere Stimmung; das ganze Haus ist mit Einquartierung gefüllt, und mein Mann, der seit 3 Tagen kein Lebenszeichen von sich gab, heute nach allen angestellten Proben todt gefunden wurde, sollte noch begraben werden, allein der schreckliche Durchmarsch schob es auf; ich habe kein anderes Zimmer als dieß, worin er liegt und sein Sarg steht. Ich kann Sie doch nicht in dieses legen?“ — Der Arzt bat, ihm das Zimmer zu zeigen. Dieß geschah. Schluchzend und zitternd leuchtete man ihm. Er besah den Todten, las die Recepte, untersuchte die Stelle, wo ihm brennend Siegelack aufgetropft wurde, und sagte endlich zur bestürzten Familie: „Machen Sie mir gefälligst neben diesem Todten mein Nachtquartier; Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich es noch versuche, ihn ins Leben zu bringen.“ Alle Anstalten wurden getroffen. Nun wendete sich der Arzt zur Fra-

milie: „Täuschen kann ich mich; aber meiner Ueberzeugung nach ist der Mann nicht todt, sondern in jenem schrecklichen Zustande, wo man alles Bewußtseyn, aber nicht so viel Kraft hat, auch nur das geringste Lebenszeichen von sich zu geben. Da Sie alle Hoffnung aufgeben, so überlassen Sie ihn mir.“ — Der Scheintodte wurde auf eine Matraze gelegt, und vom Arzte und dessen Bedienten erst so manipulirt, daß die Arznei zum Munde heraus kam; dann ließ jener einem seiner Pferde zur Asber, und eilte, mit diesem warmen Blute den Körper, besonders Rückgrad, Arme, Brust und Beine einzureiben; Nun wurde er abgewaschen, in ein reines Bett gelegt, das Zimmer gehörig eingeheizt, und zuletzt legte sich der Arzt selbst noch in dasselbe Bett. Zwey Stunden ungefähr blieb er bey ihm, als er bey dem v. ** leise Bewegungen bemerkte; gleich wurde der Bediente und das ganze Haus geweckt. Man hob den v. ** auf, lichtete die Augen, alles rief, auf Anordnung des Arztes, „er ist gerettet!“ Arzt und Gehilfe zogen den v. ** an, führten ihn, so gut sie konnten, durchs Zimmer, und siehe da, das erste Lebenszeichen kam. Alles, auffer sich vor Freude, fiel über ihn her und pflegte ihn. Binnen einer Stunde war er am Leben und lebt noch. Sein Retter, der noch dieselbe Nacht abreisen mußte, nahm weder Dank noch Belohnung an, sondern bat sich blos den Sarg aus, diesen wolle er als Koffer brauchen, und demnächst als Andenken aufbewahren. Schade, daß der Name dieses Mannes nicht zu erforschen war. Richtig sah er, denn v. ** äusserte nachher öfters, daß ihn dieß eigentlich wieder belebt hätte, daß man, statt von seinem Tode, von seiner Rettung gesprochen, seinen Zustand erkannt, und seinen Körper bewegt habe.

Postmeister Drouet.

Im Jahre 1791, als König Ludwig der XVI., um den Verfolgungen des National-Konvents zu entgehen, sich in das österreichische Gebiet flüchten wollte, wurde er von dem Postmeister Drouet zu Varennes erkannt und angehalten. Der Verlust seines Thrones und Lebens war die Folge dieses Ereignisses. Im März 1814 war es derselbe Drouet, welcher dem Kaiser Napoleon, der im Begriffe stand, mit der Armee gegen das, damals von den Allirten noch nicht besetzte Paris zu ziehen, die Nachricht ertheilte, daß die Besatzungen der lothringischen Festungen sich vereinigten, um den Verbündeten in den Rücken zu fallen, und daß in dieser Provinz ein ernstlicher Krieg von Parthengängern organisiert sey, um das Vorhaben der Besatzungen zu unterstützen. Ueber diesen Bericht entzückt, rief der Kaiser: „Sie sind unser! Auch nicht Einer soll entkommen! Nach Lothringen, nach Lothringen!“ Und er sandte auf alle Straßen Befehle, um die Truppen zurückzurufen, und that so auf den einzigen Entschluß Verzicht, der ihn vielleicht unter den damaligen Umständen noch retten konnte. Ist es nicht auffallend, und muß man nicht die Hand der Vorsehung darin erkennen, daß derselbe Mensch (Drouet,) in so weit von einander entfernten Zwischenräumen, zu zwei so wichtigen Ereignissen mitwirkte, wovon das eine die Bourbonische Familie vom Throne gestürzt hat, und das andere sie wieder auf denselben erhob.

Lippmann Meyer.

Kürzlich starb zu Breslau der königl. preussische Hof-Faktor und Bankier Lippmann Meyer, israelitischer Religion. Seine Vermächtnisse sind folgende: Ein Kapiz

tal von 20,000 Rthrn., von deren Zinsen arme Verwandte, ein anderes Kapital von 3,000 Rthln, von deren Zinsen jüdische Handwerks-Familien unterstützt werden: 5000 Rthlr. der jüdischen Wilhelms-Schule, 1500 Rthlr. der jüdischen Beerdigungs-Anstalt, 500 Rthlr. dem Frankenhause zu Allerheiligen, 500 Rthlr. dem Hospital zur Ehrenpforte, 300 Rthlr. dem Elisabethiner-Stift (sämmtlich in Breslau); 300 Rthlr. der Luise-Anstalt in Berlin.

M i s z e l l e n.

Als Napoleon auf seiner schnellen Heimreise aus Rußland Abends zu Hanau ankam, und während des Pferdewechsels in die Wirthsstube trat, wo ihn Niemand kannte, frug er einen Fremden, was es Neues gäbe? Dieser versetzte: es muß viel Neues geben, denn es ist ganz still! N. Wie so? F. Weil man nicht weiß, wo Napoleon steckt. N. Das wird dieser am Besten wissen. F. Ja, unsre Zeitungen verfolgen treulich seine Spur, die russischen hält hier Niemand, und da jene schweigen, so muß er entweder todt oder gefangen seyn, oder ein Unfall traf ihn. N. Possen, mein Freund! Napoleon stirbt durch keine Kugel; gegen diesen Tod schützt ihn Gott. In Gefangenschaft lassen ihn seine Gardes nicht gerathen. Gegen gewöhnliche Anfälle schützt ihn Genie, und den Schauplatz seines Lebens verläßt er nur majestätisch.

Herr Stockpole, der ein glänzendes Glück gemacht hatte, beschloß, um nicht von seinen Bedienten betrogen zu werden, niemand anders in seine Dienste zu nehmen, als Unverwandte, weil er glaubte, diese würden ihn besser behandeln, als Fremde. Wenn er nun große Gesellschaft bey sich hatte, so war nichts gewöhnlicher, als ihn sagen zu hören: „Mein Onkel Tom, sage einmal meinem Better Dick, er solle in die Küche gehen und der Tante Bridget sagen, sie habe die Schöpsteule verbrannt.“
